

Zürich - Neue St. Josefskirche



**1914–2014
BEWEGTE ZEITEN –
100 JAHRE
KIRCHE ST. JOSEF
IM KREIS**

*Weltreisender Alberto Venzago über seinen Anker
Monika Schärer lebt und schwimmt im «Foifi»
St. Josef bewegt sich – mit dem Kreis 5
Architekten Moser, Frey + Saarinen prägen St. Josef*



VON DER PFARRHERRVILLA ZUM PFARREIZENTRUM

TEXT: MARTIN SAARINEN, FREI + SAARINEN

Vor vier Jahren wurde das umgebaute Pfarreizentrum St. Josef wiedereröffnet. Die Zielsetzung, das hundertjährige Haus grundlegend umzugestalten um es heutigen Anforderungen anzupassen, war ambitioniert. Der Weg zur Realisierung war nicht immer einfach. Dank des guten Willens und dem Mut aller Beteiligten konnte am Ende dennoch aussergewöhnliche Architektur entstehen.

EIN PFARRHAUS OHNE KIRCHE

Im Jahre 1904 wurde das Pfarrhaus St. Josef nach den Plänen der Architekten Chiodera und Tschudy fertiggestellt, die zuvor die Erweiterung und den Turm der Kirche St. Peter und Paul realisiert hatten. Karl Mosers Kirche sollte erst zehn Jahre später errichtet werden, weswegen es galt, die üblichen Räumlichkeiten für Pfarrer und Bedienstete mit einem Kirchgemeindesaal zu ergänzen. Anfangs war dieser sauber getrennt neben der «Pfarrherrvilla» geplant, doch im Zuge des Planungsfortschritts musste innerhalb des bewilligten Bauvolumens Platz für mehr Menschen geschaffen werden. Eine Änderungs-Baueingabe aus dem Jahre 1902 verdeutlicht, wie der Saal, um neunzig Grad gedreht, in das Erdgeschoss der Villa hinein vergrössert und mit einer erhöhten Bühne zu einem veritablen Kirchenraum umfunktioniert wurde. Dies erklärt auch den Höhensprung, der bis heute im Foyer sichtbar ist: Unten befanden sich die Sitzreihen und oben, auf der Ebene des heutigen Sekretariats, eine Bühne mit Altar. Statt nebeneinander wurden Haus und Saal also übereinander angeordnet. Die Frage, wie ein grösserer Saal in das bewilligte Volumen eingepasst werden könnte, muss dem Architekten wohl Kopfzerbrechen bereitet haben und das gebaute Resultat war denn auch nicht ideal. So musste beispielsweise direkt hinter dem Fenster Richtung Heinrichstrasse eine geschlossene Wand vorgesehen werden, damit dem Saal, den Gepflogenheiten der Zeit entsprechend, eine symmetrische Form verliehen werden konnte. Es erstaunt deshalb nicht, dass das Pfarrhaus St. Josef zumeist nicht unter den bekannten Bauten der Architekten aufgelistet ist.

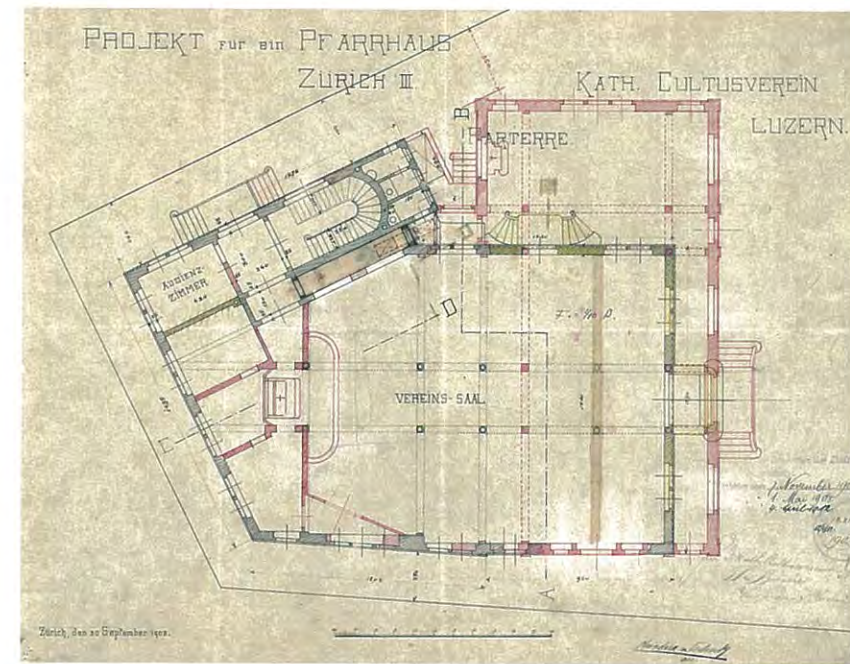
MODIFIKATIONEN

Doch vielleicht hätte es Chiodera und Tschudy getröstet, wenn sie gewusst hätten, dass der Architekt Anton Higi keine dreissig Jahre später mit einem Umbau beauftragt werden sollte, der die ursprüngliche Konzeption nebeneinander angeordneter Trakte bezweckte. Mosers Kirche machte den grossen Saal obsolet, wodurch Higi diesen verkleinern und wieder um neunzig Grad zurückdrehen konnte: Inhalt und äussere Erscheinung wurden endlich eins.

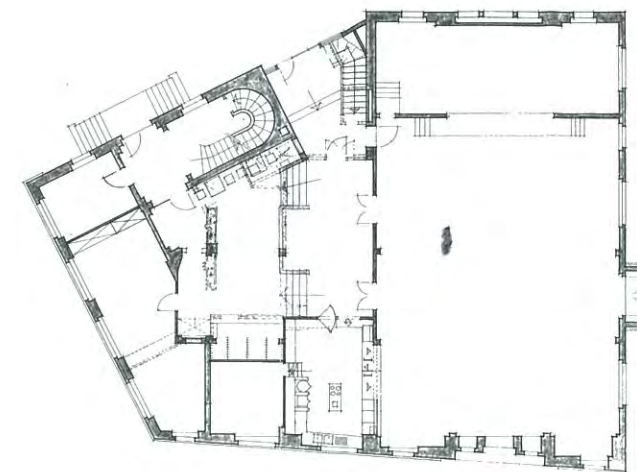
Später, in den 1960er- und 1970er-Jahren, wurde das Erdgeschoss des Pfarreihauses den veränderten Anforderungen entsprechend angepasst: Sanitäre Anlagen wurden ins Untergeschoss verlegt und die innere



Das neue Pfarreizentrum: Von aussen verweisen der neue Eingang sowie die Dachgaube auf den Umbau mit Dacherweiterung. (Bild: Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser)



Raumaufteilung im Erdgeschoss markant verändert. So wurde aus einem bescheidenen Vorraum vor dem Kirchgemeindesaal ein Foyer, das sich neu auch auf die obere Ebene der ursprünglichen Bühne ausdehnte. Eine beachtliche Küche, die sowohl Saal als auch Foyer bedient, wurde eingebaut und darüber eine Zwischendecke eingezogen, auf der eine gewaltige Lüftungsanlage Platz fand. Lüftungsrohre, die zum Saal führen, wurden unter der Foyerdecke angebracht und mit einer abgehängten Konstruktion kaschiert. Nicht zuletzt wurde in einer ursprünglichen Lücke zwischen Pfarrhaus und Saal ein kleiner Eingangstrakt gebaut, der als Windfang über ein paar Stufen hinauf zum Foyer führte.



Die Zeichnung aus dem Jahr 1979 zeigt die damalige Raumaufteilung mit dem hinzugefügten Eingangsbereich. (Quelle: Archiv Kirchgemeinde)

Das bewilligte Projekt für ein neues Pfarrhaus musste bei laufender Baustelle abgeändert werden, um mehr Platz für den Kirchgemeindesaal zu schaffen. (Quelle: Archiv Kirchgemeinde)



Das Foyer vor dem Umbau, mit Blick Richtung Eingang. (Bild: Martin Saarinen)

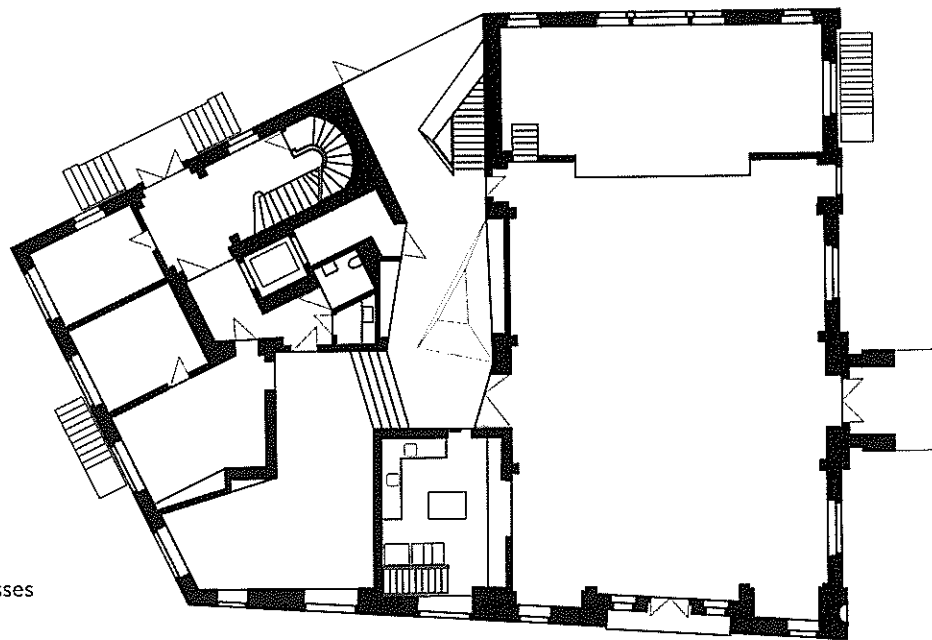
WETTBEWERB

— Im Jahr 2007 wurden meine Büropartnerin und ich auf eine Ausschreibung des Amtes für Hochbauten aufmerksam: Im Auftrag der Kirchgemeinde St. Josef würden Architekturbüros ausgewählt, die sich an einem Wettbewerb für den Umbau des Pfarreihauses beteiligen möchten. Man wünschte sich ein einladendes und besser belichtetes Foyer in einem behindertengängigen Pfarrrhaus. Sämtliche Obergeschosse sollten zu Etagenwohnungen umfunktioniert werden und sinnvolle Massnahmen sollten die Gebäudehülle energetisch optimieren. Selbstverständlich sei das Haus im Inventar des Denkmalschutzes.

— Obwohl wir in anderen Büros wertvolle Erfahrungen gesammelt hatten, konnten wir nur ein eigenes realisiertes Projekt vorweisen: den gerade fertiggestellten Umbau mit Erweiterung des Kino Xenix im Kreis 4. Unser Büro existierte seit gerade mal zwei Jahren und befand sich in einem kleinen Zimmer im Maag-Areal, welches inzwischen von renommierten Architekten zu einer Toilettenanlage umgebaut wurde. Trotzdem durften wir als jüngstes der eingeladenen Büros einen Entwurf für ein zeitgemäßes Pfarrrhaus ausarbeiten, um diesen dann einer Jury zu präsentieren.

SPURENSUCHE

— Die fünf beteiligten Architekturbüros konnten anlässlich einer Begehung einen ersten Augenschein vor Ort nehmen und ich darf heute gestehen, dass wir nach den ersten Eindrücken absolut keine Vorstellung hatten, wie ein überzeugendes Projekt aussehen könnte. Zu verworren wirkte das Haus auf uns, weil die verschiedenen Umbaumaassnahmen unserer Vorgänger die vorhandene Struktur teilweise bis zur Unkenntlichkeit verwischten hatten.



Die neue Organisation des Erdgeschosses im Grundriss.

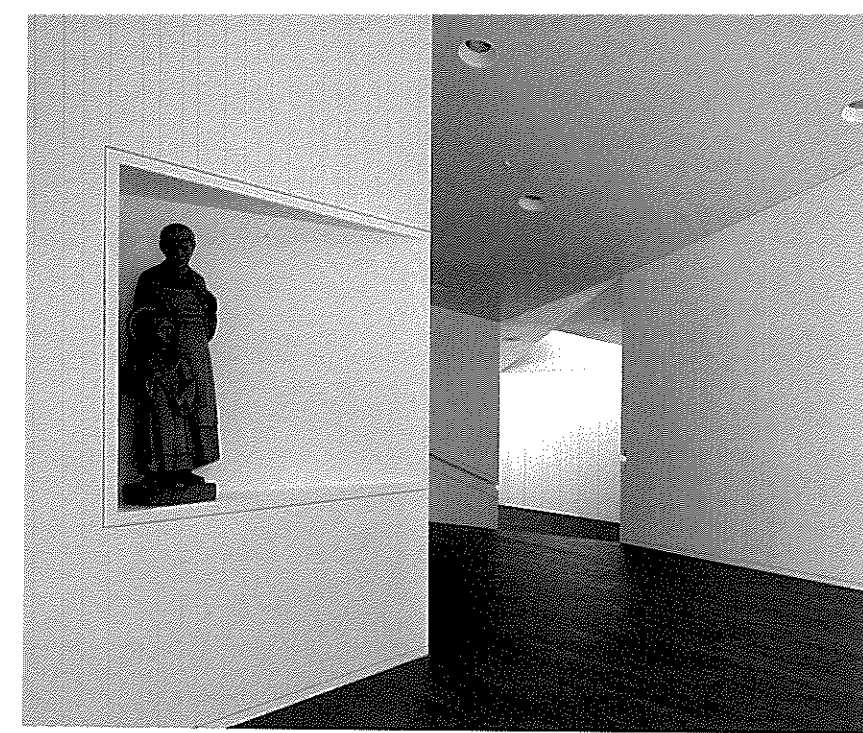
→
Das Foyer vom Eingang her gesehen:
Das Oblicht gibt dem Raum über
dem Saalzugang eine neue Mitte.
(Bild: Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser)



— Das Bauen im Bestand ist wie eine Operation: Mit gezielten Eingriffen soll ein Maximum an positiven Effekten herbeigeführt werden, was selbstredend eine Kenntnis der «Anatomie» eines Hauses voraussetzt. Dies ist jedoch manchmal kniffliger, als man denkt, weil sich die Skelette bzw. Tragwerke von Häusern erheblich unterscheiden. So können unantastbare lastabtragende Wände gleich aussehen wie solche, die lediglich der Raumaufteilung dienen und problemlos entfernt werden können. Deshalb mussten wir erst herausfinden, wie das Tragwerk funktioniert und es blieb trotz Studium der historischen Pläne am Ende nichts anderes übrig, als mittels Klopfen auf Wände und Stützen herauszuhören, was trägt und was nicht. Glücklicherweise sollten sich die Vermutungen später als richtig erweisen.



Blick hinauf zum Sekretariat:
Beleuchtung und Lüftung sind in Wand
und Decke integriert.
(Bild: Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser)

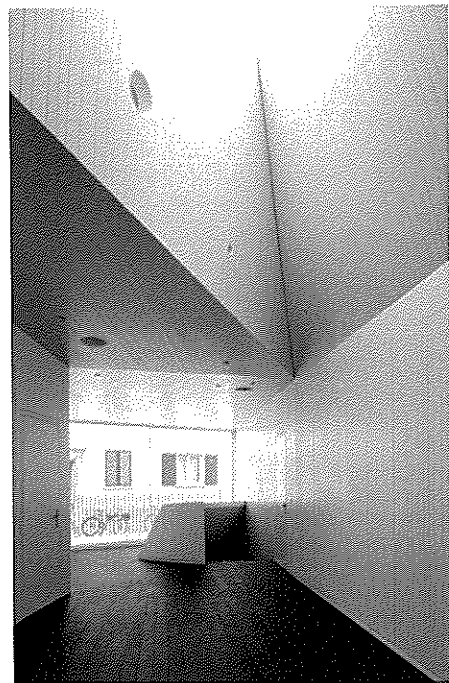


St. Josef fand auch im neuen
Foyer seinen Platz.
(Bild: Hannes Henz)

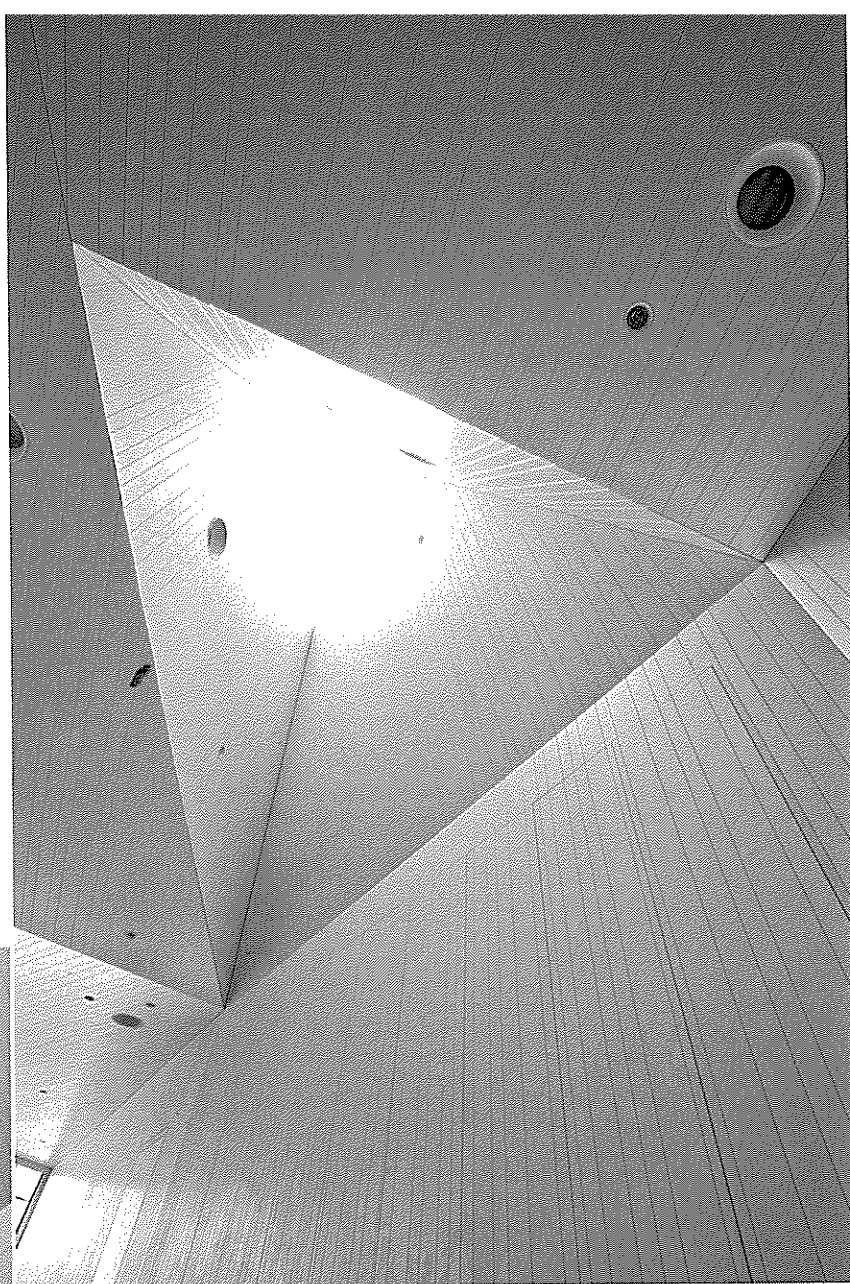
FLUCHT NACH VORNE

— Man kann ein altes Gebäude in seinen Ursprungszustand zurückversetzen oder nicht. Rekonstruktion versus Neuinterpretation. Ersteres ist in einem denkmalgeschützten Haus einfach zu begründen und in vielen Fällen auch das richtige Vorgehen. Aber was hätte man im Pfarreihaus rekonstruieren können? Bereits im Urzustand entsprach das Haus ja nicht mehr den ursprünglichen Vorstellungen der Architekten und alle späteren Umbauten verunmöglichten eine Rückführung zunehmend, was insbesondere auf die Lüftungsrohre über dem Foyer zutrifft, deren Neuplanung jeden Kostenrahmen gesprengt hätte. Wir entschieden uns also für eine Neuinterpretation, wodurch wir das Risiko eingingen, von kommenden Generationen dafür kritisiert zu werden. Nachdem wir das Tragwerk des Bestandes zu verstehen glaubten, war die Form des neuen Foyers schnell gefunden: Ein S-förmiger Raum erstreckt sich zickzackförmig von einer Fassade zur anderen, wodurch mehr natürliches Licht einfällt und Ausblicke entstehen. In der Mitte, beim Saalzugang, fällt durch ein neues Loch von oben Licht in den Raum. Der Boden des ehemaligen Entrée-Raumes wird zur flachen Rampe, die hinauf zum Zugang eines Lifts führt, wodurch alle Ebenen des Hauses rollstuhlgängig erschlossen werden. Notwendige neue Zu- und Abluftanlagen sowie Garderobenschränke verschwinden hinter einer Wandbekleidung und eine herabgehängte Decke vermittelt mit ihren sanften Schrägen zwischen den verschiedenen Raumhöhen, wodurch eine grosszügige und ruhige Raumwirkung entsteht. Das neue Foyer hat in seiner Formensprache seine eigenen Gesetzmässigkeiten und erzeugt als hölzerne Ausfütterung eine Atmosphäre, die weder mit der des Kirchgemeindsaals noch jener der übrigen Räumen des Pfarrhauses vergleichbar ist. Die Andersartigkeit tritt in Form der neuen Eingangsfassade nach aussen. Diese vermeidet jede formale oder stoffliche Annäherung an den Bestand und besteht eigentlich nur aus einer unterteilten Glasfläche, die in ihrer extremen Reduktion bewusst «nichts sagt» und so den angrenzenden bestehenden Fassaden das Wort überlässt.

— Wir gewannen den Wettbewerb!



Blick zum neuen Eingang.
(Bild: Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser)



Das neue Oblicht in der Mitte des Raumes.
(Bild: Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser)

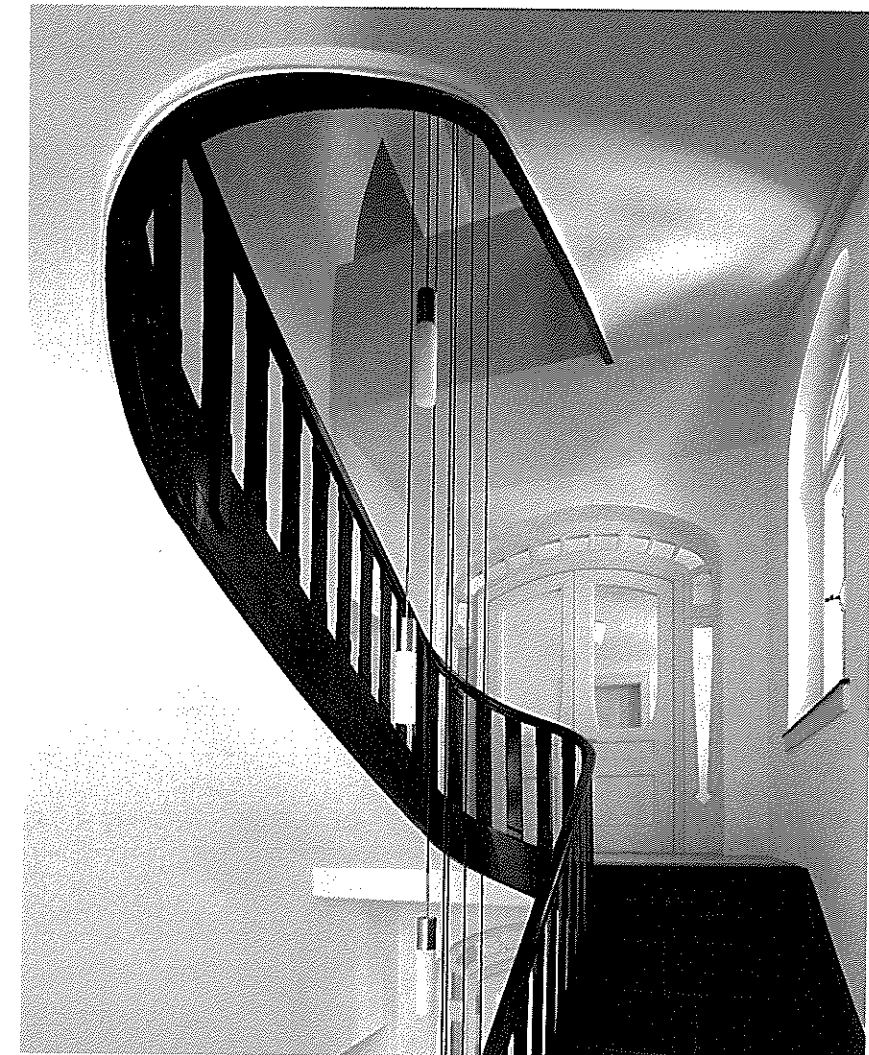


Querschnitt durch Foyer und Eingang.

WOHNUNG STATT VILLA

— Unser Umbauprojekt erstreckte sich über alle fünf Geschosse des Hauses und schloss neue sanitäre Anlagen ebenso ein, wie eine neue Küche, ein neues Fluchtwegkonzept und zahllose kleinere und grössere Eingriffe. Doch das Spannendste neben dem neuen Foyer, welches das Herzstück des Hauses bildet, war der Entwurf der neuen Dachgeschosswohnung für den Pfarrer. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern sollte er sich nämlich mit einer Etage begnügen. Das Baugesetz erlaubte eine Erweiterung auf einem beträchtlichen Teil der Dachterrasse, wobei die Ausschöpfung der gesetzlichen Möglichkeiten in einem neuen fünfeckigen Zimmer zur Kirche hin resultierte. Allerdings bestand der vorhandene Dachaufbau ausschliesslich aus geneigten Flächen. Unser Vorschlag war pragmatisch und abenteuerlich zugleich: Ein Erhalt der Dachschräge zwischen Bestand und Erweiterung stellt die wirtschaftlichste Lösung dar, weil das Tragwerk unangetastet bleibt. Allerdings bedeutet dies für den zusätzlichen polygonalen Raum mehrheitlich geneigte Wände, weil die neuen Aussenwände aus denkmalpflegerischer Sicht ebenfalls nicht aufrecht stehen sollten. Als wir diesen seltsamen Raum im Modell gebaut hatten, waren wir überrascht, wie wohnlich er trotz seiner unkonventionellen Geometrie erschien – Grundfläche und Höhe standen in einem guten Verhältnis zueinander und eine neue Dachgaube könnte den Zugang zu der verbleibenden Terrassenfläche bilden. Wir waren begeistert, aber wir zweifelten daran, dass die Bauherrschaft – und allen voran der zukünftige Bewohner – dieses «Wohnexperiment» riskieren würden. Umso grösser war die Freude, dass wir unseren Vorschlag realisieren durften! Natürlich nicht ohne einige Verbesserungsvorschläge, wie beispielsweise den Einbau einer kleinen Hundehütte in einen Hohlraum, der geometriebedingt in der Terrassenbrüstung entstand.

Aufgang zur neuen Dachwohnung.
(Bild: Hannes Henz)



Der Dachausbau: Der Raum links war bis zum Umbau eine Terrasse.
(Bild: Hannes Henz)



Die ehemaligen Schrägdächer rechts wurden zu geneigten Innenwänden.
(Bild: Hannes Henz)

KOLLEKTIVE ANSTRENGUNG

— Das Interessante am Architektenberuf ist, dass man bei jedem Projekt eine Schicksalsgemeinschaft mit der Bauherrschaft eingeht. Für ein paar Jahre teilt man eine Episode im Leben, im gemeinsamen Willen, ein möglichst gutes Ergebnis zu erzielen. Wer schon einmal gebaut hat, weiss, wie viel es zu entscheiden und zu koordinieren, zu diskutieren und zu produzieren gibt, bis das Ergebnis endlich sichtbar wird. Dies erfordert einen konstruktiven Willen aller Beteiligten. Auch die Art, wie man miteinander diskutiert, muss manchmal im Fortgang der Planung erst gefunden werden, damit die Projektidee zu einem überzeugenden und finanzierbaren Ausführungsprojekt reifen kann. Jedes Projekt ist anders und mit ihm die Bauherrschaft. Trotz aller Höhen und Tiefen, die wir mit der Projektkommission der Kirchgemeinde durchzustehen hatten, können wir rückblickend von einem Glücksfall sprechen. Die Bauherrschaft verlor nämlich nie den Glauben an das Projekt und bewahrte stets den Blick auf das grosse Ganze, was sie immer wieder mit beherzten Entscheidungen bewies. Manchmal war sie sogar unverfrorener als wir: Ich erinnere mich, wie uns irgendwann der Mut verliess, die grosse Glasfläche des neuen Zugangs ohne eine weitere störende Unterteilung auszuführen zu können. Als wir dann unseren konstruktiv einfacheren, aber eben auch unschönen Kompromiss zur Sprache brachten, beharrte Pfarrer Hannes Kappeler höchstpersönlich auf der radikaleren Ursprungsidee, worauf wir mit der ausführenden Unternehmung dann tatsächlich noch eine realisierbare Lösung fanden.

Die neue Pfarrerswohnung von der Terrasse her gesehen. Die schräge Innenwand bestimmte die Form der Gaube.
(Bild: Hannes Henz)



Barbara Frei + Martin Saarinen
(Bild: Brigitte Ruedel)

